



# ORIENTIERUNG

Nr. 4 60. Jahrgang Zürich, 29. Februar 1996

VON ANFANG AN verstand sich die Befreiungstheologie als Reflexion der Praxis von Christen, die von der Lektüre der biblischen Schriften motiviert und inspiriert, auf gesellschaftliche Herausforderungen zu reagieren versucht. Die in den lateinamerikanischen Basisgemeinden und von ihren Theologen getriebene Bibelauslegung fand zuerst ihren Ausdruck in der Entfaltung systematischer und praktischer Fragestellungen.

## Elsa Tamez' Aufruf

Erst in den letzten Jahren wuchs das Interesse an den hermeneutischen Voraussetzungen und an den Methoden der auf dem ganzen Kontinent praktizierten Bibellektüre. Die lateinamerikanischen Befreiungstheologen haben dafür mit der Herausgabe der in spanischer wie portugiesischer Sprache erscheinenden Zeitschrift *Revista de Interpretación Bíblica Latinoamericana* (RIBLA in San José/Costa Rica und Petrópolis), der Kommentarreihe *Comentario Bíblico* (Petrópolis), der Schriftenreihe *Estudios Bíblicos* (Petrópolis) wie der *Bibliografía Bíblica Latino-Americana* (São Paulo) ein hilfreiches Instrumentar geschaffen. Dazu kommen mit dem *Centro de Estudos Bíblicos* (CEBI) in Belo Horizonte unter der Leitung von Carlos Mesters und dem *Seminario Bíblico Latinoamericano* (SEBILA) in San José (Costa Rica) zwei Ausbildungsstätten, die durch ihre Programme eine Ausstrahlung auf den ganzen lateinamerikanischen Kontinent ausüben.

Im Februar 1995 ist die auch in den USA und Europa bekannte mexikanische Bibelwissenschaftlerin Elsa Tamez zur Rektorin des SEBILA gewählt worden.<sup>1</sup> Mit der staatlichen Anerkennung soll das SEBILA in Kürze den Rang einer Universität erhalten. 1990 hatte das SEBILA ein neues Studienkonzept eingeführt: den Hauptteil der Ausbildung absolvieren die Studierenden in einer Art Fernstudium in ihrer Heimatregion. Nach dem Abschluß dieser Phase, die etwa dem Aufwand eines zwei Jahre

dauernden Vollzeitstudiums entspricht, wird nach einem Studienjahr an der zentralen Einrichtung des SEBILA in San José die Ausbildung mit dem Erwerb des BT (Bachillerato en teología), der LT (Licenciatura en teología) und weiterführend mit der MT (Maestría en teología) beendet. Diese Studienform hat es möglich gemacht, daß vor allem Frauen und Studierende indigener und afrokaribischer Herkunft eine Ausbildung in Bibelwissenschaften absolvieren können. Gleichzeitig verlangt das Lernen vor Ort von den Absolventen die intensive Auseinandersetzung mit der eigenen gesellschaftlichen wie kirchlichen Situation.

Der Ausbau der SEBILA zu einer Universität verlangt in San José neue Räume für kleine Studiengruppen. Elsa Tamez braucht dafür eine Million Dollar, und sie möchte dafür eine Million Frauen gewinnen, je einen Dollar zu spenden. Deren Namen sollen in der Universität dokumentiert werden, um so ihre Verbundenheit mit der Basis zum Ausdruck zu bringen. Auch Männer sind zu einer Spende aufgefordert. Sie sollten dabei den Namen einer Frau nennen, die sie damit ehren wollen.<sup>2</sup> Für Elsa Tamez soll damit eine theologische Arbeit gefördert werden, die bewußt Frauen unterstützt und neue Beziehungen zwischen Frauen und Männern schafft.

Nikolaus Klein

<sup>1</sup> Vgl. E. Tamez, *Contra toda condena. La justificación por la fe desde los excluidos. DEI*, San José/Costa Rica 1991; deutsch: *Gegen die Verurteilung zum Tod. Paulus oder die Rechtfertigung durch den Glauben aus der Perspektive der Unterdrückten und Ausgeschlossenen*. Edition Exodus, Luzern 1996 (im Erscheinen). – E. Tamez spricht am 13.3. in der Ev. Akademie Hamburg und leitet am 16.3. einen Studientag im Frauenstudienzentrum der EKD Gelnhausen (Anmeldung: 06051 89285).

<sup>2</sup> Kontaktadresse: Mechthild Schuchert, Christliche Initiative Romero, Kardinal-von-Galen-Ring 45, D-48149 Münster/Westf.; Konto: Darlehenskasse im Bistum Münster, BLZ 400 604 65; Kto.-Nr. 3112200, Kennwort: Eine Million Frauen. (Um die Überweisungskosten vor allem aus der Schweiz und Österreich niedrig zu halten, schlagen wir vor, Spenden vor Ort zu sammeln und einmal zu überweisen bzw. für Einzelpersonen internationale Antwortscheine zu verwenden.)

## BEFREIUNGSTHEOLOGIE

**Elsa Tamez' Aufruf:** Bibellektüre im lateinamerikanischen Kontext – Basisorientierte Ausbildungszentren für Bibelwissenschaft – Der Aufruf der Theologin Elsa Tamez – Eine Million Frauen sollen eine Million Dollar spenden.

Nikolaus Klein

## LITERATUR

**Zwischen Paradies und Ghetto:** *Giorgio Bassani* als Dichter und Er-Dichter seiner Stadt Ferrara – Studium der Literaturwissenschaft und antifaschistischer Kampf – Die italienischen Rassegesetze von 1938 – Der Kosmos der Stadt Ferrara – Staunender und unbestechlicher Blick – Zwischen melancholischem Zauber und klaustrophischer Beengung – Ein Kaddisch für die Toten – Paradiesgarten einer entschwundenen Kindheit.

Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri b. Bern

## SCHWEIZ

**Herausforderung Arbeitslosigkeit:** Zu einer Studie der «Schweizer Nationalkommission Justitia et Pax» und des «Instituts für Sozialethik des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes» – Eine sozialwissenschaftliche und -ethische Betrachtung – Das normative Modell – Diagnose des schweizerischen Arbeitsmarktes – Binnen- und Weltmarkt und die nationalen Rahmenbedingungen – Eine kontraproduktive Personalpolitik – Unzureichende Strategie der Arbeitsmarktbehörden – Notwendiges Instrumentar steht bereit, wird aber nicht situationsgerecht eingesetzt – Ordnungspolitische Rücksichten von Regierung und Parlament – Nicht ernst genommener Verfassungsauftrag. *Paul Ammann, Fribourg*

## BUCHHINWEIS

**Laosis Botschaft:** Erweiterte, korrigierte und teilweise neu kommentierte Übersetzung des «Tao-te-king» von *Ernst Schwarz* – Bezüge zu Problemstellungen des heutigen Menschen werden hergestellt – Der Unterschied zwischen dem Weisen und dem Wissenden.

Knut Wolf, Nijmegen

## JUDENTUM

**Geschichtsdenken um Judentum nach Auschwitz:** Zu einer Studie von *Christoph Münz* – Ein Kompendium jüdischer Holocaust-Theologien – Zentrale Bedeutung und Struktur von Gedächtnis im Judentum – Auseinandersetzung mit der modernen Historiographie und deren Geschichtsverständnis – Auschwitz und die Krise der Erinnerung – Unendlichkeit der Auslegungen und Polyphonie der Stimmen – Einsicht in die Unverstehbarkeit und deren Versprachlichung – Eröffnung eines interdisziplinären Gesprächs.

Lydia Mechtenberg, Bad Oeynhausen

# Zwischen Paradies und Ghetto

Giorgio Bassani als Dichter und Er-dichter seiner Stadt Ferrara

«Muß man nicht immer wieder sterben, um Künstler zu werden, sterben, um wiedergeboren zu werden?» Giorgio Bassani sagt dies 1984 («Auskünfte über mich»), und er faßt damit nicht nur das Geheimnis der kreativen Existenz, sondern der menschlichen schlechthin zusammen. Tod und Verwandlung werden nicht als Gegenspieler begriffen, sondern als Geschwisterpaar, und es ließen sich bei Philosophen und Dichtern hierfür zahlreiche Belege finden, der schönste vielleicht bei Goethe: «Und solange du das nicht hast,/ Dieses: Stirb und werde!/ Bist du nur ein trüber Gast/ Auf der dunklen Erde.» Könnte es anders sein, als daß nicht auch Giorgio Bassani selbst, der in diesem Frühjahr seinen achtzigsten Geburtstag feiert und als einer der bedeutendsten Autoren Italiens gelten darf, dieses «Stirb und werde» immer wieder vollzogen hat? Zwar erschienen die Anfänge behütet, und kaum etwas mochte auf die künftigen Abbrüche und Neuanfänge hindeuten. In dieser Hinsicht deckt sich die Introdution von Bassanis Vita mit den biographischen Eröffnungen so vieler anderer jüdischer Autorinnen und Autoren, die wie er einer wohlhabenden Bürgerschicht entstammten.

Am 4. März 1916 wurde Giorgio Bassani als ältester Sohn eines Arztes in Ferrara geboren; zwei jüngere Geschwister folgten nach. Nach dem Besuch des Ferrareser Liceo Ludovico Ariosto begann er ein Studium der Literaturwissenschaft an der Facoltà di Lettere in Bologna. 1935 machte der Student der Literatur Bekanntschaft mit den jungen sardischen Autoren *Giuseppe Dessì* und *Claudio Varese*, die einen antifaschistischen Einfluß auf ihn ausübten und sein späteres politisches Engagement vorbereiteten. Bald danach entstehen erste Gedichte und eine frühe Fassung der Erzählung «Lida Mantovani»; ebenso ist 1937 der Beginn von Bassanis antifaschistischer Kuriertätigkeit anzusetzen. 1939 war Bassani Laureat an der Universität von Bologna (und zwar bei *Carlo Calcaterra* mit einer Arbeit über *Niccolò Tommaseo*, den Literaten und Patrioten des Risorgimento). Nach der Verkündigung der Rassengesetze in Italien, 1938, blieb ihm allerdings als berufliche Tätigkeit nur der Unterricht in der israelitischen Schule, welche sich im einstigen Ghetto von Ferrara befand. 1940 erscheint noch unter einem Pseudonym und selbstfinanziert das Buch «Una città di pianura» (Eine Stadt in der Ebene).

Im Mai 1943 wird Bassani zusammen mit anderen Antifaschisten verhaftet. Aus dem Ferrareser Gefängnis richtet er Briefe an seine Familie, zärtliche Gedanken über die Lebensgewohnheiten und Eigenarten seiner Angehörigen. An seinen Vater schreibt er: «Was wären wir ohne Aufregungen? Lieber gleich tot, wenigstens was mich betrifft. Was uns beide am Leben erhält, verzehrt uns zugleich. Ich meine, wir haben etwas von der unglücklichen Natur der Dichter an uns, nichts als Empfindsamkeit und inneres Ringen...»

Nach dem Sturz Mussolinis (24. Juli 1943) wird Bassani entlassen, und wenige Tage später heiratet er Valeria Sinigallia, mit der er zwei Kinder hat und unter falscher Identität in ärmlichen Verhältnissen in Florenz lebt. Nachdem Bassani seine Eltern und die Schwester sicher untergebracht hat, zieht er nach Rom um. Dort wirkt er wiederum illegal und unter großen Entbehrungen. Er arbeitet für die Resistenza und schreibt an seinen Tagebuchnotizen «Roma, Inverno '44». Es hält Eindrücke fest, die Bassani im Januar/Februar 1944 während der deutschen Besetzung von Rom gesammelt hat (Rom war am 9. 9. 1943 von deutschen Truppen besetzt worden, nachdem die Regierung Badoglio die bedingungslose Kapitulation gegenüber den Alliierten erklärt hatte). Hunger, das pausenlose Grollen von Detonationen, Ausgangssperren, Furcht vor Razzien und die Ungewißheit über die Zukunft beherrschen diese winterlichen Tage; Rom sollte erst am 5. 6. 1944 durch die Alliierten befreit werden.

Ab 1945 erscheinen in regelmäßiger Folge die Werke Giorgio Bassanis: Gedichte, Erzählungen, Romane. Er wirkt gleichzeitig

vorerst als Redakteur der internationalen Zeitschrift «Botteghe oscure» (die u. a. auch Gedichte von Ingeborg Bachmann und Paul Celan veröffentlicht), als Drehbuchautor beim Film, als Professor für Theatergeschichte in Rom, zwischen 1958 und 1963 etwa auch als Berater und Editionsdirektor im Verlagshaus Feltrinelli, wo er sich für die posthume Publikation des Romans «Il Gattopardo» von *Tomasi di Lampedusa* einsetzt. 1975 übt er auch eine Lehrtätigkeit in den USA, 1978 eine solche in Kanada aus. Sein Werk wird mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet. 1984 erscheinen auch seine Literaturkritiken und autobiographischen Texte «Di là dal cuore» (Mailand, Mondadori).

## Der Kosmos von Ferrara

Über Giorgio Bassani nachdenken heißt: über den Dichter und seine Stadt nachdenken. Denn obwohl Bassani sein Ferrara bereits um 1943 verlassen hat, umkreist er in seinem gesamten Werk die oberitalienische Stadt. Mit dieser Anhänglichkeit und Kontinuität schließt er nicht nur an eine große Tradition an (als einziges Beispiel möge hier Dante mit seiner Geburtsstadt Florenz stehen), sondern er fügt sich auch ein in die Reihe moderner Autoren wie z. B. Italo Svevo (Triest), Joseph Brodsky (Leningrad), Vitaliano Brancati (Catania), Kuno Raeber (Rom), Paul Nizon (Paris), die hartnäckig jeweils «ihre» Stadt zum Zentrum des dichterischen Kosmos erheben. Wie diese nähert sich Bassani der Stadt Ferrara als ein Dichter, aber auch «als eine Art Wissenschaftler». Das heißt: Dieser Autor läßt weder nostalgische Erinnerungen zu noch die elegische Beschwörung verlorener Heimat. Mit unnachgiebiger Treue zum historischen Detail rekonstruiert er vielmehr diese seine Stadt mit ihrer Architektur (Castello Estense, Bürger- und Patrizierhäuser, Kirchen und Synagoge), Straßen und Gassen, vor allem aber mit ihren Bewohnern aus den verschiedenen Bürgerschichten. Dabei registriert er gleichsam mit einem staunenden und einem unbestechlich registrierenden Blick. Diese doppelte Optik erschafft den unverwechselbaren Reiz seiner Werke, begründet die Faszination seiner Lyrik wie seiner Epik. Darin begegnen sich nämlich Nüchternheit und poetisches Empfinden, kühle Deskription und zarte Annäherung. Bassani selbst will «Wahrhaftigkeit». In einem Gespräch, das Eberhard Schmidt 1989 in Rom mit dem Autor geführt hat, sagt dieser:

«Die Literatur, gegen die ich mich wandte, ist die Literatur der Hermetiker (...). Eine Literatur, in der man keine Zeit- und Ortsangaben machte, sich keinerlei Mühe gab, wahrheitsgetreu zu sein, wahr in einem absoluten Sinn. Daher stammt mein Bestreben, auf jeden Fall glaubwürdig zu sein. Meine Stadt Ferrara ist nicht irgendeine Stadt. Es ist wirklich mein Ferrara, deshalb nenne ich auch Namen und Orte; diese Angaben sind der Beweis für das moralische und auch politische Anliegen, den Geschichten, die ich erzähle, Glaubwürdigkeit zu verleihen...»

Obwohl Bassani «ein Fremder» in der Stadt seiner Herkunft ist, fühlt er sich als Ferrarese, aber nicht als «lächerlicher Nostalgiker». Jeder Teil des «Romans über Ferrara» – Bassani faßte 1980 sein erzählerisches Werk in einer überarbeiteten Fassung unter dem einzigen Titel «Il romanzo di Ferrara» zusammen – dient dazu, die Stadt neu zusammensetzen, um sie dem Leser «als glaubhaftes Ganzes wiederzugeben». So hat Bassani seine Stadt rekonstruiert und zugleich neu aufgebaut; sie ist in seinem ureigenen Sinne «Dichtung und Wahrheit» in einem.

Mit diesem großen kreativen Impetus wollte der Autor seiner Stadt «das Gewicht verleihen, das alle großen Dichter ihrem Ursprung, ihrer Vaterstadt verliehen haben». Und im gleichen Gespräch von 1989 (s. oben) sagt er: «... worüber sollten die Dichter denn sprechen, wenn nicht über ihre eigene Stadt?» Bassani hat die Topographie Ferraras in seinen Romanen und Erzählungen so genau festgehalten – zugleich aber poetisch so

«verdichtet» –, daß man noch heute anhand seiner Angaben die Örtlichkeiten finden kann. Man möchte z. B. mit dem jüdischen Friedhof am Ende der Via Montebello beginnen, jenen weiten Rasenflächen, «auf denen hier und da ein Baum stand, die Grabsteine und Stelen, die nur am Rand der Ringmauer und der Scheidemauern dichter wurden...» («Die Gärten der Finzi-Contini»). Weiter das Ghetto von Ferrara, «dieses Labyrinth enger Gassen, die im Winter feucht, im Sommer erstickend waren...» («Die Brille mit dem Goldrand»), mittendrin die Via Mazzini mit der alten Synagoge; auf den beiden Marmortafeln an ihrer Stirnseite neben dem Eingangsportal sind die Namen der aus Ferrara deportierten Juden eingetragen, unter ihnen auch einige Mitglieder der Familie Bassani («Eine Gedenktafel in der Via Mazzini»), die Ende 1943 nach Deutschland verschleppt wurden. «Die Reise in die weite Welt, sie traten sie nicht mehr an», schreibt der Autor in «Der Geruch von Heu». Dann der belebte Corso Roma mit dem Caffè della Borsa und der Apotheke von Barilari unter den Arkaden, «vor sich den steil abfallenden Felsen des Uhrturms von fast dolomitischen Rot»: Hier haben sich jene düsteren Ereignisse abgespielt, die Bassani in der Erzählung «In einer Nacht des Jahres 1943» festgehalten hat. Ganz anders der Platz vor der Kirche San Cristoforo, jene rasenbewachsene Fläche – «wie immer in der schönen Jahreszeit von Kindern, Kindermädchen und Liebespaaren bevölkert» («Die letzten Jahre der Clelia Trotti»). Der Rundgang durch Bassanis Stadt anhand seiner Texte ließe sich noch lange fortsetzen – bis hin zu jenem Ort, der für alle Bassani-Liebhaber der Inbegriff seines Ferrareser Kosmos ist: Park und Villa der Finzi-Contini mit den Wüstenpalmen, Eukalyptusbäumen, Platanen, Steineichen und Roßkastanien. Aber ausgerechnet das Vorbild dazu befindet sich nicht in Ferrara, sondern in Ninfa, einem Städtchen südlich von Rom. Es ist der Park der *Marguerite Caetani*, jener Prinzessin, welche die Zeitschrift «Botteghe oscure» (s. oben) gegründet und Bassani als Redakteur berufen hat. Bassanis Ferrara, wie er es in seinem Werk kreierte, hat wenig gemeinsam mit dem prächtigen Hof des Ercole oder des Alfonso d'Este, deren Paläste, Gärten und Wälle die Konturen der Stadt prägen. Man kann höchstens die Behauptung wagen, daß die Strenge, welche die Architektur noch heute atmet, Bassanis Komposition und Erzählhaltung geprägt hat – im Sinn eines künstlerischen Ordnungswillens. Bassanis Ferrara ist vielmehr eine Stadt von melancholischem Zauber, durchmischt mit klaustrophobischer Angst und ungreifbarem Schrecken. Eine Stadt, in der das Unheil brütet und jeden Moment ausbrechen kann – eine Stadt, die manchmal an die Bilder des italienischen Surrealisten Giorgio de Chirico erinnert.

### Spannungsfeld Faschismus/Antifaschismus

In Bassanis Jugend ist Ferrara eine behäbige Stadt der Emilia Romagna, die indessen im Schatten des aufstrebenden Eisenbahnknotenpunkts Bologna steht – kulturell und verkehrstechnisch eher im Abseits der Provinz gelegen. Grundlage des Wohlstandes bildet jedoch die Landwirtschaft mit den großen Latifundien der Bassa ferrarese, zu deren Eigentümern auch jüdische Bürger Ferraras gehören. Die Kontraste zwischen den armen Landarbeitern, die sich in Organisationen zusammenschlossen, und den Großgrundbesitzern boten nach dem Ersten Weltkrieg einen günstigen Nährboden für soziale Unruhen und damit für die Ausbreitung des Faschismus. Die Faschisten wurden nämlich von den Großgrundbesitzern – unter denen sich wie gesagt auch zahlreiche Juden befanden – im Kampf gegen die Forderungen der Landarbeiter zu Hilfe gerufen. Die städtische Oberschicht Ferraras füllte rasch die Reihen der faschistischen Partei, die zu dieser Zeit von antisemitischen Zügen noch frei war, und versprach, die Privilegien der Besitzenden zu schützen. Auch die jüdischen Bürger Ferraras, Bassanis Vater z. B. nicht ausgenommen, traten zu einem großen Teil der faschistischen Partei bei. Das böse Erwachen folgte erst später:

«Romantisch, patriotisch und politisch naiv und unerfahren wie so viele Juden seiner Generation, war auch mein Vater, als er 1919 aus dem Kriege zurückkam, der Faschistischen Partei beigetreten. Er war also ein Faschist «der ersten Stunde» gewesen, und war es im Grunde auch geblieben, trotz seiner Rechtschaffenheit und seines Sinnes für Maß. Doch seitdem Mussolini nach den ursprünglichen Streitigkeiten sich mit Hitler zu einigen begann, war er nervös geworden. (1936, nach der Eroberung Abessinien, schloß der Duce ein Bündnis mit Hitler: Achse Berlin-Rom. Anm. d. Red.). Er dachte nur noch an einen möglichen Ausbruch von Antisemitismus auch in Italien; und gelegentlich ließ er sich – und litt zugleich darunter – manch bitteres Wort gegen das Regime entschlüpfen...» («Die Brille mit dem Goldrand»)

In diesem Klima wuchs der junge Bassani auf. Erst das Studium in Bologna führte ihn auf eine andere politische Fährte; der Kontakt mit den zuvor erwähnten sardischen Dichtern, vor allem aber das Studium der freiheitlichen Philosophie *Benedetto Croce*s öffneten ihm die Augen. Schon 1925 hatte Croce in einem nachmals berühmten Manifest seine Gegnerschaft zum italienischen Faschismus dokumentiert. Allerdings schien der Antisemitismus in Italien vorerst nicht zu wühlen. Noch im Februar 1938 erklärte die Regierung offiziell, daß «ein besonderes jüdisches Problem in Italien nicht existiert». Und doch werden wenige Monate später auf Betreiben Mussolinis die berüchtigten «Gesetze zum Schutz der Rasse» erlassen, welche die italienischen Bürger jüdischen Glaubens zu Bürgern zweiter Klasse degradieren, sie aus dem öffentlichen Leben ausgrenzen und schließlich dem Zugriff der deutschen Judenkommandos ausliefern. Die Sinnesänderung des Duce nach der Begründung der Achse Rom-Berlin wird fast 7000 Menschen das Leben kosten und für die jüdischen Gemeinden in Italien einen irreparablen Substanzverlust bewirken; man denke an Kommunitäten wie jene von Venedig, Triest, Rom, Bologna, Turin, Genua, Livorno, Mailand oder Neapel.

### Kaddisch für die Toten

183 Juden sind Ende 1943 aus Ferrara ins Sammellager Fòssoli bei Modena gebracht und danach nach Deutschland (zumeist nach Buchenwald) deportiert worden. Das ist eine Zahl, aber in Bassanis Texten gewinnt diese Zahl Gestalt und Herz, wird zum unverwechselbaren Menschen und erhält einen Namen. Heißt vielleicht Finzi-Contini. Was die Gedenktafel an der Via Mazzini versucht, nämlich Namen wie die der jüdischen Familien Ancona, Bassani, Castelfranchi, Fano, Farber, Fink, Lampronti, Levi, Magrini, Ravenna, Rietti, Rossi, Rotstein oder Zamorani ins Gedächtnis zurückzuholen, weil es «das Tor zur Erlösung» (Baal Schem Tow) ist, das versucht auf noch weit innigere Art Giorgio Bassani mit seinen Texten. Die Toten wie die Überlebenden des Holocaust löst er aus dem Schatten des Vergessens heraus, «erlöst» sie dadurch gleichsam. Was *Hilde Domin* 1966 im «Offenen Brief an Nelly Sachs» zu deren 75. Geburtstag geschrieben hat, gilt auch für Giorgio Bassani: «Der Dichter trägt mehr zum «Weiterleben», zum gemeinsamen Weiterleben bei als alle Politiker zusammen. Du hast diesen Toten die Stimme gegeben. Mit Deinen Worten sind sie – klagend aber doch – gegangen, den Weg, den die Toten gehen. Das konnte nur einer tun, der ein Opfer und ein Ausgestoßener war...» Und Hilde Domin spricht von Katharsis, von Erlösung, welche Nelly Sachs' Gedichte bewirkt hätten.

Einer der Toten des Ferrareser Judentums ist der Arzt *Elia Corcos* aus der so verhaltenen Erzählung «Der Spaziergang vor dem Abendessen», der die Krankenschwester *Gemma Brondi* aus sehr einfachem Haus heiratet, so daß die Geschichte seiner Liebe und Ehe markante Gegensätze überwinden muß. Elia Corcos ist zugleich eine jener Figuren in Bassanis dichterischem Kosmos, die mehr als einmal wiederkehren. Damit ist auch eine Eigenart von Bassanis Œuvre angesprochen: jene poetische Vernetzung, welche die einzelnen Texte via Personen und Örtlichkeiten untereinander verbindet, wobei das Ganze mehr als die Summe seiner Teile ist. – Der Überlebende ist *Geo Josz*

(«Eine Gedenktafel in der Via Mazzini»), der aus Deutschland zurückkehrt und im Ghetto Ferraras seinen Namen auf der Gedenktafel für die Opfer des Nationalsozialismus vorfindet. Diese Erzählung ist aber auch eine bittere Auseinandersetzung mit den einstigen Faschisten, den Weißwäschern von Ferrara, die sich längst wieder in Ämtern und Würden eingemischt haben und die Vergangenheit am liebsten als lästige Episode – nichts weiter – abschütteln möchten. Bassani rechnet mit ihnen auch im Poem «Die exfaschistischen Bonzen von Ferrara» ab; hier möchten die «gaffeurs» am liebsten den überlebenden Juden als ihresgleichen betrachten, eine Art schmählicher Fraternalisierung betreiben: «halbwegs Vettern». Dagegen wehrt sich Bassani vehement. In der Erzählung «Eine Gedenktafel in der Via Mazzini» erfährt Geo Josz, auf den übrigens das Poem gleich am Anfang Bezug nimmt, dieselben widerlichen Annäherungen. Geo Josz aber wird aus der Stadt verschwinden und den quälenden Zustand nicht offensiv – wie der Dichter in seinem Poem –, sondern passiv beenden. Bassani schließt diese Geschichte mit dem Stilmittel der «erlebten Rede»; d. h., er gibt die Gedanken wieder, wie sie die Bürger Ferraras, nicht aber er selbst, gehegt haben:

«Schließlich erklärten sie, daß die Zeit, die alles in dieser Welt ins Lot bringt und dank der auch Ferrara glücklicherweise in seiner alten Gestalt aus den Ruinen wiederauferstand, daß die Zeit am Ende auch ihn (d. i. Geo Josz) beruhigt und ihm in sein eigentliches Geleise zurückgeholfen hätte, geholfen, im großen Räderwerk seinen Platz zu finden, denn schließlich und endlich lag da sein Problem. Aber nein, er wär lieber davongelaufen. Verschwunden. Spielte Tragödie...»

Natürlich verhält es sich in den Augen Bassanis gerade nicht so, «daß Ferrara glücklicherweise in seiner alten Gestalt aus den Ruinen wiederauferstanden» wäre. Seine Geschichten über die jüdischen und nichtjüdischen Bürger Ferraras sind Dokumente des Niedergangs, Texte von Opfer und Verrat, von mangelndem

Schuldgefühl auf der Seite der Täter. Das Bürgertum hat gegenüber seinen Mitbürgern versagt; politische und religiöse Dissidenz wurde nicht ertragen und mußte ausgemerzt werden. Danach aber tat man, als ob nichts geschehen wäre, als ob es keine Vorkommnisse wie etwa jene Geislerschießung «In einer Nacht des Jahres 1943» gegeben hätte.

Mit Absicht ist in diesem Zusammenhang der Roman «Die Gärten der Finzi-Contini» ausgeklammert und dafür der Blick auf kleinere Texte Bassanis gelenkt worden. Denn der Roman ist das bekannteste Werk des Autors, ist in weiten Kreisen auch durch die hervorragende Verfilmung von *Vittorio de Sica* berühmt geworden. *Micòl Finzi-Contini*, die hoch oben auf der Mauer ihrer hermetischen Gärten sitzt und den Knaben Giorgio in ihr Paradies locken will, wird zu jenen gehören, die nie ein Grab gefunden haben werden. Es ist eine wehmütige Liebesgeschichte, wunderbar schmerzlich, und zugleich so etwas wie die Chronik eines jungen Mannes, der zur «jeunesse dorée» Ferraras gehört und plötzlich mit der Rassengesetzgebung des Spätfaschismus zum Paria wird.

### Paradiesgarten der Kindheit

Von den Gärten der Finzi-Contini am Corso Ercole I d'Este wandert der Blick zurück in den Garten von Giorgio Bassanis eigener Kindheit, die er im großen Haus in der Via Cisterna del Follo verbracht hat. Es war ein Haushalt mit mehreren Generationen, denn auch Großvater Davide, ein reicher Textilhändler mit einem Kaufhaus im Herzen des einstigen Ghettos (das Ghetto von Ferrara war 1861, im Zug der Eingliederung der kirchenstaatlichen Emilia Romagna ins Königreich Italien, aufgehoben worden), gehörte zur Familiengemeinschaft. Der Vater, Arzt für Frauenheilkunde, praktiziert nicht; die Mutter, welche Gesang studiert hat, kümmert sich um Haushalt und Familie, während der heranwachsende Giorgio seine Zeit zwischen Schule, Musik und Tennisspiel im vornehmen Club Marfisa d'Este aufteilt, wo er regelmäßig gegen den späteren Filmemacher *Michelangelo Antonioni* verliert. Die Familie hat sich rasch assimiliert; zum Zeitpunkt von Bassanis Geburt liegt die Gleichstellung von Christen und Juden, die den «ebrei» Ansiedlungsfreiheit, freie Berufswahl und unbeschränkte Bewegungsfreiheit gebracht hat, gerade zwei Generationen zurück. Alle Bewegungen der Kindheit aber strömen immer wieder in jenen Garten zurück, wo die Mutter in einem Korbsessel zu sitzen pflegt, «am Rande des Schattens unter der Magnolie, umgeben von all ihren heiligen Tieren», wie sie sie nannte». Nach dieser Magnolie erkundigt sich später Giorgio Bassani auch in seinen Gefängnisbriefen: «Aber meiner Magnolie geht es doch gut, nicht wahr? Gießt sie nur recht fleißig...» Früh werden in dieser Kindheit die Sinne und Sensibilitäten geschärft, die Wahrnehmungsfähigkeiten für das Innenleben von Menschen und Dingen. Dennoch ist – wie im Leben so vieler Autoren und Autorinnen – auch diese Kindheit mit Schatten durchwirkt worden. Bassani schreibt in der Einleitung zu seinem Roman «Hinter der Tür»:

«Ich bin in meinem Leben oft unglücklich gewesen, als kleines Kind, als Knabe, als Heranwachsender und schließlich als Erwachsener, und meine Verzweiflung hat oft den äußersten Punkt erreicht. Aber ich kann mich an keine Zeit erinnern, die schwärzer für mich gewesen wäre als die Monate vom Oktober 1929 bis zum Juni 1930... All die Jahre danach haben daran im Grunde nichts ändern können. Sie konnten mir einen Schmerz nicht nehmen, der wie eine verborgene Wunde blieb, weiterblutend im geheimen...»

Der Roman, eines der geschlossensten Werke Bassanis, wirft ein Licht auf Knabenfreundschaften: auf Anhänglichkeit und Verrat, Treue und seelische Beschmutzung. Kindliche Vorstellungen von Liebe und Eros werden durch einen wissenden Mitschüler zerstört; die Trauer über die verlorene Unschuld und damit die Verstoßung aus dem Garten der Kindheit, dem einstigen Paradies, zittert in diesem Text nach. Nur einmal noch wird Giorgio vom «alten gesunden Kinderschlaf überwältigt»,

## Lassalle-Haus Bad Schönbrunn

Zentrum für Spiritualität  
und soziales Bewußtsein



Sa 30. März (18.30) – Mi 13. April (9.00)

### Gelassenheit

Besinnung vor Ostern für Menschen aus akademischen Berufen.

Leitung: Alex Blöchliger SJ

So 4. August (18.30) – Mi 4. September (9.00)

### Große Exerziten nach Ignatius von Loyola

Für Männer und Frauen ab 20 Jahren  
(Priester, Ordensleute, Laien).

Mit Einzelbegleitung. Fordern Sie nähere Informationen an. Vorgespräche am 25. oder 31. März (eventuell später) im Lassalle-Haus, Bad Schönbrunn.

Leitung: Werner Grätzer SJ, Sr. Ruth Walker.

**Verlangen Sie das entsprechende Sonderprogramm!**

Weitere Kurse finden Sie in unserem Jahresprogramm 1996.

6313 Edlibach/Zug Tel. 042/53 44 44 Fax 042/53 44 33

als sich im Dunkel die Hand der Mutter, «so leicht und kühl wie noch nie», auf die Stirn des scheinbar schlafenden Knaben legt.

Seinen Roman «Die Gärten der Finzi-Contini» hat Bassani mit einem Zitat aus Manzoni's «Die Verlobten» eingeleitet: «Gewiß, wer auf das Herz hört, dem hat es immer etwas von den Dingen zu sagen, die geschehen werden. Aber was weiß denn das Herz? Kaum ein wenig von dem, was schon geschehen ist.» Bassani hat mit seinem Gesamtwerk ein behutsames, poetisches Zeugnis abgelegt «von dem, was schon geschehen ist». Und gleichzeitig schlägt die Erinnerung um in die ingeniose Ahnung der Dinge, «die geschehen werden».

*Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri bei Bern*

#### Literaturhinweise:

Die im Beitrag genannten Werke des Autors liegen als Taschenbuchausgaben der «Serie Piper», München-Zürich, vor. Hinzuweisen ist auch auf den Sammelband (gleichfalls «Serie Piper»):

– Giorgio Bassani, *Erinnerungen des Herzens*, hrsg. von Eberhard Schmidt, München 1991. Diese Publikation enthält verschiedene Anmerkungen von und zu Bassani in Form von Interviews und Aufsätzen. In diesem Band sind auch folgende im Beitrag erwähnte Texte zu finden: Auskünfte über mich; Briefe aus dem Gefängnis; Rom, Winter 44; Die exfaschistischen Bonzen von Ferrara; Gespräch mit Eberhard Schmidt, Rom 89.

– Der Band «Ferrareser Geschichten» enthält folgende im Beitrag genannte Erzählungen: Lida Mantovani; Der Spaziergang vor dem Abendessen; Eine Gedenktafel in der Via Mazzini; Die letzten Jahre der Clelia Trotti; In einer Nacht des Jahres 1943.

## Herausforderung Arbeitslosigkeit

Situation und Perspektiven in der Schweiz

Vor gut einem Jahr haben die *Schweizerische Nationalkommission Justitia et Pax* und das *Institut für Sozialethik des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes* eine Studie veröffentlicht mit dem Titel «Zusammen arbeiten: die gesellschaftliche Herausforderung der Arbeitslosigkeit».<sup>1</sup> Die Studie baut auf einem Ansatz auf, der das Problem der Arbeitslosigkeit möglichst ganzheitlich, gesellschaftlich betrachtet. Sie geht davon aus, «daß jeder Mensch als Teil unserer Gesellschaft auch ein Recht darauf hat, mit seiner Arbeit am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen. Unfreiwillige Arbeitslosigkeit ist in erster Linie als Ausschluß zu verstehen: Ausschluß nicht nur vom Arbeitseinkommen... und damit von der Möglichkeit, für das eigene materielle Überleben und das seiner Angehörigen selbst zu sorgen, sondern auch Ausschluß vom sozialen Feld des Arbeitsplatzes, Ausschluß sinnvoller und befriedigender Erwerbsarbeit und Ausschluß schließlich von der Möglichkeit, selbst einen Beitrag zum gesellschaftlichen Wohlstand zu leisten» (S. 22).

Weiter stellt die Veröffentlichung fest: «Wer seine Arbeitsstelle verliert, verliert in gewisser Weise auch seine gesellschaftliche Funktion» und gerät «sehr schnell in Gefahr..., an der Gestaltung der Gesellschaft nicht mehr gleichberechtigt mitwirken zu können.» Eine Gesellschaft kann aber «nur dann als gerecht gelten, wenn alle Männer und Frauen die Chance haben, das Leben dieser Gesellschaft mitzubestimmen und mitzugestalten. Auf politischer Ebene kennen wir diesen Grundsatz unter dem Namen der Demokratie, die allen Frauen und Männern dieselben Rechte einräumt. Die Geschichte unseres Jahrhunderts lehrt aber, daß die Demokratie dann in Gefahr gerät, wenn ein Teil der Bevölkerung durch den Ausschluß von Erwerbsarbeit an den Rand der Gesellschaft gedrängt wird. Arbeitslosigkeit bedeutet einen Verlust an Lebenschancen, der auch durch die demokratischen Rechte im politischen Bereich nicht wettgemacht werden kann. Deshalb ist die ethische Forderung nach Vollbeschäftigung auch eine Fortsetzung der Forderung nach einer demokratischen politischen Ordnung» (S. 22).

Die Studie legt dann ausführlich Argumente zum ethischen Grundsatz des Menschenrechts auf Arbeit vor. Schließlich schlägt sie auch konkrete Schritte zur Überwindung und Verminderung der Arbeitslosigkeit vor, ohne dabei in den Fehler zu fallen, diese Vorschläge als Patentrezepte zur Lösung der Arbeitsmarktprobleme zu betrachten.

Die Studie hat das große Verdienst, die Problematik der Arbeitslosigkeit ganzheitlich zu betrachten und in einem weiten gesellschaftlichen Umfeld zu analysieren. Zugleich scheut sie

nicht davor zurück, viele kleine und konkrete Schritte zu ihrer Verminderung oder wenigstens zur Verhinderung ihrer Ausweitung zu nennen. Der ganzheitlich-gesellschaftliche Ansatz in der Theorie (im Konzept, in der Ideologie) sowie viele konkrete Schritte in der Praxis (ein Schritt, der zur effektiven Schaffung auch nur eines einzigen zusätzlichen, langfristig stabilen Arbeitsplatzes führt, ist bereits ein wertvoller Beitrag zur Verminderung der Arbeitslosigkeit) scheinen mir die beste Methode und vordringlichste Aufgabe zu sein im Kampf um den Aufbau eines funktionstüchtigen Arbeitsmarktes.

#### Herausforderung annehmen

Die Studie stellt tatsächlich eine Herausforderung dar, Wege aus der Arbeitslosigkeit zu suchen und zu finden. Ich will die Herausforderung annehmen und im Sinne der Studie einen kleinen Beitrag zur Erfassung der Ursachen leisten und entsprechende Lösungsansätze formulieren. Ich mache mir dabei den ganzheitlich-gesellschaftlichen Approach zu eigen und schlagen vor, alle wichtigen Politikbereiche zu integrieren, die Arbeitsmarkt-, die betriebliche Personal-, die Wirtschafts-, die Sozial- und die Ordnungspolitik. Ohne Konsens und Synergie zwischen allen politischen Bereichen und Kräften kommt der Arbeitsmarkt nicht zum Tragen, und ohne gesunden Arbeitsmarkt ist die Arbeitslosigkeit nicht zu meistern.

Im folgenden soll gezeigt werden, daß das Gleichgewicht des Arbeitsmarktes in der Rezession und Stagnation insbesondere von der Nachfrage, also von einer aktiven Wirtschaftspolitik und von der Verteilung dieser Nachfrage (betriebliche Personalpolitik) abhängt, daß die Sozialpolitiker diese Wirtschaftspolitik mitformulieren und mittragen müssen und daß schließlich die Arbeitsmarktbehörden, die Wirtschafts- und Sozialpolitiker (dazu zähle ich auch die kirchlichen Institute) zusammen und gemeinsam die arbeitsmarktwirksame Wirtschaftspolitik ordnungspolitisch durch- und umzusetzen haben.

#### Diagnose des schweizerischen Arbeitsmarktes

Kein Land der Welt, entwickelt oder in Entwicklung, hat einen Arbeitsmarkt, der so extremen Schwankungen ausgeliefert ist wie der schweizerische. 1985–90 herrschte eine konjunkturelle Überhitzungsphase, die 211 000 Arbeitsplätze schuf. Das einheimische (in der Schweiz niedergelassene) Arbeitskräftepotential war zu klein, um die Nachfrage sofort zu befriedigen (demographische Komponenten wie die Erwerbsbevölkerung können ja nicht plötzlich massiv größer oder kleiner werden), weshalb 200 000 Arbeitskräfte aus dem Ausland rekrutiert werden mußten, um die 211 000 zusätzlichen Stellen zu besetzen. Außerdem wurden verschiedene staatliche Offensiven ergriffen, wie

<sup>1</sup> Zusammen arbeiten: Die gesellschaftliche Herausforderung der Arbeitslosigkeit. Hrsg.: Schweizerische Nationalkommission Justitia et Pax und Institut für Sozialethik des SEK. NZN-Buchverlag, Zürich 1994, 80 Seiten, Sfr. 15.–.

die Weiterbildungsoffensive, um die Nachfrage der Wirtschaft lückenlos und ohne Verzug zu befriedigen.

Nach einem sehr langen Hochkonjunkturzyklus trat Ende 1990 die erwartete Rezession ein. Rund 312 000 (Vollzeit-)Stellen wurden vernichtet (1991 bis 1995, gemäß Bundesamt für Statistik, Beschäftigungsstatistik). Die erwähnten 211 000 Arbeitnehmer wurden (per Saldo, gemessen an den Neuzugängen in die Arbeitslosigkeit) innerhalb des ersten Rezessionsjahres entlassen. Sogar 1995 blieben trotz des wieder einsetzenden Wirtschaftswachstums immer noch 200 000 Erwerbstätige entlassen. Sie erhöhten damit das Arbeitskräfteangebot, das, zusammen mit den jugendlichen Einsteigern in den Arbeitsmarkt und mit den zusätzlichen ausländischen Arbeitskräften (in der Rezession jährlich +17 500) «unkontrollierbar» answoll, nämlich in drei Jahren um über tausend Prozent. Die Irrfahrten der Schweizer Arbeitsmarktpolitik manifestieren sich etwa in der Arbeitslosenquote der Türken in der Schweiz, die höher ist als jene der Türken in der Türkei.

In der Schweiz (im Gegensatz z.B. zu Japan) wird der überschüssige Faktor Arbeit leichter und schneller verringert als der Faktor Kapital. Maschinen kann man zwar abstellen und verrotten lassen, der Unternehmer muß sie aber trotzdem irgendwann entsorgen. Ganz anders die Arbeitskräfte: aufgrund eines einfachen Entlassungsschreibens räumen sie die Arbeitsstätte aus eigener Kraft und werden anschließend von der öffentlichen Hand, den Sozialversicherungen bzw. der Armenfürsorge versorgt oder leben von der AHV/IV und von ihrem Ersparnen.

Vernichtete Arbeitsplätze wieder aufzubauen ist schwer, bedeutend schwieriger als z.B. eine zerstörte Stadt zu rekonstruieren. Im Falle der Schweiz ist es sogar sehr wahrscheinlich, daß die verlorenen Arbeitsplätze – zumindest so wie sie heute begriffen werden – selbst bei einer Hochkonjunktur nicht mehr wettgemacht werden können, denn das *United Nations Development Project* hat schon 1993 in seinem Human Development Report vorgerechnet, daß in den Industrieländern für ein Prozent Beschäftigungswachstum 3,8 Prozent Bruttosozialproduktwachstum nötig wären, eine Zuwachsrate, die die Schweizer Wirtschaft selbst bei Hochkonjunktur in absehbarer Zeit kaum erreichen wird.

Trotz des eindeutig diagnostizierten Nachfrageversagens treffen die Arbeitsmarktbehörden auch heute vorwiegend angebotsorientierte Maßnahmen, ähnlich wie schon vor 150 Jahren, als während der Massenarbeitslosigkeit nicht die Nachfrage verbessert, sondern das Angebot reduziert wurde, indem den Arbeitslosen und deren Familien ein Ticket mit dem Auftrag gegeben wurde, die Schweiz zu verlassen (siehe die Gründungsgeschichte von Nova Friburgo, New Berne, Helvetia etc.). die heutigen Beschäftigungs-, Bildungs- und Regionalvermittlungsprogramme oder Einarbeitungszuschüsse werden fälschlicherweise als «Präventivmaßnahmen» bezeichnet, was auf Probleme auch auf konzeptioneller Ebene hinweist. Ich bin nicht gegen diese Programme, denn sie sind psychologisch wertvoll für die Arbeitslosen, da sie die Wirkung einer Beschäftigungstherapie haben. Sie verringern aber nicht die Arbeitslosigkeit, denn die meisten Arbeitslosen sind ja bereits sehr gut ausgebildet und erfahren (es werden ja meist ältere, erfahrene und daher «teurere» Arbeitnehmer entlassen). Was fehlt, sind nicht Ausbildungs- und Beschäftigungsprogramme, sondern Arbeitsplätze und eine (Wirtschafts-, Sozial- und Ordnungs-)Politik, die zur Schaffung solcher Arbeitsplätze führt.

### **Wirtschaftspolitische Maßnahmen**

Nachfragebedingtes Arbeitsmarktversagen muß vor allem durch nachfrageaktive Wirtschaftspolitik (wozu auch die Nachfrageverteilung gehört) korrigiert werden. Wieviele Arbeitsplätze die aktivierte Nachfrage schaffen oder erhalten kann, hängt von zahlreichen Faktoren ab. Ich nenne beispielhaft nur den Binnen- und Weltmarkt und die nationalen Rahmenbedingungen. Alle drei Faktoren können durch die Wirtschaftspolitik beeinflußt werden.

Der *Binnenmarkt* Schweiz ist z.B. stark beeinträchtigt durch die 500 Kartelle und kartellähnlichen Absprachen (OECD-Bericht 1991/92). Die Preise von nur etwa einem Drittel der in der Schweiz angebotenen Güter und Dienstleistungen werden am Markt gebildet, die übrigen sind abgesprochen auf einer Höhe, die wesentlich über jener der Nachbarländer liegt und den Konsum bzw. die Nachfrage einschränken. Die Preise der Importgüter hätten 1995 wegen des starken Frankens massiv fallen sollen, was den stagnierenden Konsum und damit die Nachfrage gefördert und die Exporteinbuße wettgemacht hätte. Da 85 Prozent der Importe durch Großimporteure beherrscht werden, werden die Preise aber weiterhin 40 Prozent über jenen der Nachbarländer gehandelt. Gemäß der OECD-Studie gehen der Volkswirtschaft durch diese Kartellisierung Milliarden von Franken verloren, die arbeitsmarktwirksam eingesetzt werden könnten. Hier herrscht also enormer binnenwirtschaftspolitischer Handlungsbedarf.

Der *Außenmarkt* kann beeinflußt werden, indem z.B. aktiv an Wirtschaftsgemeinschaften und -räumen teilgenommen und die Währung vorsichtig angepaßt wird. Die Ablehnung des EWR hängt auch damit zusammen, daß in der Abstimmungskampagne ganz falsche Zahlen über die Diagnose und zu zweckoptimistische Angaben zur Prognose des Arbeitsmarktes verbreitet wurden. Die Sozial- und übrigen Politiker haben nicht dagegen protestiert, vielleicht aus Unkenntnis der realen Arbeitsmarktsituation. Bei der Währungsanpassung der Nationalbank besteht ebenfalls Handlungsspielraum, wenn auch nur in beschränktem Maß, da bei der geringsten Abwertung des Frankens die Importeure die Preise der Importgüter heben und damit die Nachfrage dämpfen könnten.

Beim dritten Faktor, den *Rahmenbedingungen*, gibt es unzählige nachfragewirksame Anreize. Wir denken z.B. an den Arbeitsmarkt für Selbständigerwerbende, individuell und in Gruppen (Gemeinschaften, Kooperativen etc.). Es sollte jenen, die selbständig werden möchten oder sich in nicht formellen Arbeitsgruppen organisieren möchten, leichter gemacht werden, bürokratische und finanzielle (Startkapital) Hürden zu überwinden. Im informellen Markt Brasiliens z.B. arbeiten etwa 32 Millionen Personen, im formellen 30 Millionen. Der formelle Markt könnte niemals die 32 Millionen zusätzlichen Arbeitskräfte beschäftigen, deshalb helfen sie sich selber, die Regierung erschwert ihnen die Arbeit nicht, im Gegenteil, sie ist froh, daß so viele Erwerbstätige kreativ ihre Arbeitsziele, -formen und -inhalte und damit ihr Erwerbseinkommen selbst gestalten. Hier besteht kurzfristig ein großes Arbeitsplätzepotential, und eine der ersten Maßnahmen könnte die Unterstützung der in jüngster Zeit in der Schweiz entstandenen Selbsthilfegruppen Stellensuchender sein.

### **Kontraproduktive Personalpolitik**

Die Personalpolitik der einzelnen Betriebe hat ebenfalls einen Beitrag zur Eindämmung der Arbeitslosigkeit zu leisten. Ich erwähne zwei Punkte, nämlich die Erhaltung oder Erweiterung der Arbeitsplätze und zweitens die Verteilung des Arbeitsvolumens. Das Überangebot an Arbeitskräften ist scheinbar ein großer Vorteil für die Arbeitgeber, sie haben daher kein Interesse, den Arbeitsmarkt zu «verbessern». Unter Ausnützung des praktisch unbeschränkten Angebots kann der Unternehmer theoretisch unbeschränkt die Arbeitsbedingungen diktieren. Die Löhne können nun gesenkt, die Arbeitszeit bzw. die Überzeit erhöht, die Gesamtarbeitsverträge gekündigt, ein strikter Leistungslohn eingeführt, die Lohnkosten insgesamt also verringert und die Arbeitsproduktivität gesteigert werden, obwohl sie bereits eine der höchsten der Welt ist.

Diese Personalpolitik, in jüngster Zeit von immer mehr Betrieben immer rigorosier angewandt, selbst von solchen, die in den letzten 50 Jahren ein vorbildliches Verhältnis zur Arbeiterschaft entwickelten, ist kontraproduktiv. Unter der ständigen Drohung, «entweder ihr nehmt diese Bedingungen an oder wir müssen

den Betrieb ins Ausland verlagern und dann habt ihr überhaupt keine Arbeit mehr», entsteht ein solcher Druck, daß die noch nicht Entlassenen unter großem Streß und unter Angst arbeiten. Wer aber unter Streß und Angst steht, produziert nicht gut, besonders wenn er hoch qualifiziert und innovativ ist. Im Gegensatz zu dem, was die Arbeitgeber meinen, nimmt die Produktivität also nicht zu, sondern eher ab. Durch die Produktivitätsabnahme sieht sich der Arbeitgeber veranlaßt, die Löhne weiter zu senken oder Personal zu entlassen. Dieser Teufelskreis, in dem seit einigen Jahren z.B. der Tourismus steckt und der die Arbeitsplätze massiv bedroht, kann vor allem durch eine angepaßte Personalpolitik gebrochen werden.

Das zweite Anliegen an die Personalpolitik ist die Verteilung des Arbeitsvolumens unter möglichst viele Arbeitnehmer. Die Arbeit steht heute vor einem ebenso großen Verteilungsproblem wie das Einkommen. Staat, Parlament und Wirtschaft haben nicht nur für eine gute Verteilung des Einkommens, sondern auch der Erwerbsarbeit zu sorgen. Die Verteilung des Arbeitsvolumens könnte die Erwerbslosigkeit stark reduzieren. Die Verteilungsmodi sind noch unstritten und im Moment schwierig anzuwenden. Trotzdem sollte in möglichst vielen Betrieben untersucht werden, ob und welche vorhandenen Arbeitsplätze auf mehr Arbeitnehmer verteilt werden können, ohne daß dabei die Produktivität oder der Gesamtbetrieb Schaden leidet.

### Was tun? Wie vorgehen?

Der Handlungsbedarf ist evident. Der schweizerische Arbeitsmarkt ist extremen Schwankungen unterworfen, er kann seine Funktion nicht mehr erfüllen, er versagt und stürzt damit einerseits jeden Monat fünfzehn- bis zwanzigtausend Erwerbstätige in die Arbeitslosigkeit (Neuzugänge in die registrierte Erwerbslosigkeit) und andererseits Zehntausende von noch Beschäftigten in immer größeren Leistungsstreß und in Angst vor Entlassung. Das Arbeitsklima ist allenthalben gereizt, der Arbeitsfrieden ist in mehreren Branchen akut gefährdet.

Daß Märkte den Konjunkturen und damit Schwankungen unterworfen sind, ist normal und seit Adam Smith allgemein bekannt. Sogar die Dauer der Konjunkturzyklen kann seither grob geschätzt werden. Daher schreibt die Bundesverfassung vor: «Der Bund trifft Vorkehrungen für eine ausgeglichene konjunkturelle Entwicklung, insbesondere zur Verhütung und Bekämpfung von Arbeitslosigkeit» (Art. 31). Für die Planung und Ausführung dieser verfassungsmäßigen Vorkehrungen stehen dem Bund alle nötigen Ressourcen zur Verfügung, u.a. einige spezifische Bundesämter, mehrere große Kommissionen, viele universitäre Beratungsinstitute und sehr gute Planungsunterlagen (Statistiken). Mit diesem Auftrag und mit diesen hervorragenden Ressourcen hätte er schon zu Beginn der Hochkonjunktur der achtziger Jahre für den Ausgleich der erwarteten nächsten Rezession, die dann Ende 1990 einbrach, vorsorgen sollen.

Leider nehmen aber weder Bund noch Gesetzgeber ihre verfassungsmäßige Verantwortung wahr. Spätestens in der zweiten Hälfte des letzten Konjunkturzyklus hätten sie dringend Ausgleichsvorkehrungen treffen sollen. Stimmen, wenn auch wenige, die zu Maßnahmen mahnten, waren zu hören, sie wurden aber im allgemeinen Wachstumswahn erstickt. Anstatt 200 000 ausländische Arbeitskräfte (zum Unterhalt meist überlebensunfähiger, planlos gegründeter neuer Firmen) zu importieren, hätten Bund und Parlament, um *nur vier Beispiele zu nennen*, erstens die Landwirtschaft Ende der achtziger Jahre auf ein marktfähiges Niveau reduzieren können, ohne daß es merklich arbeitslose und Existenzängste gegeben hätte. Zweitens hätte er die Wirtschaft langsam aber sicher auf ein qualitatives Wachstum hin orientieren können, was zwar ein Legislaturziel war, aber weder vom Parlament noch vom Bund ernst genommen wurde. Drittens hätte der Tourismus umstrukturiert werden können, indem er zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen angereizt worden wäre und damit auf dem Arbeitsmarkt bessere Arbeits-

kräfte hätte anziehen können. Statt dessen wurden schrankenlos viele billige, unqualifizierte ausländische Arbeitskräfte zugelassen und zahlreiche direkte und indirekte Subventionen gewährt (Berggebietsinvestitionen, Schön- und Schlechtwetterentschädigungen, Reduktion der Mehrwertsteuer, usw.) was die Tourismusbetriebe zur weiteren Verschlechterung der Arbeitsbedingungen ermunterte, die wiederum zu so unprofessioneller Kundenbedienung führten, daß Zehntausende von Touristen das Schweizer Gastgewerbe mieden. Viertens wäre die Hochkonjunktur die beste Zeit gewesen, das Bauwesen umzustrukturieren, vor allem hätten neue Siedlungs- und Regionalplanungen, in denen Wohnungen für Tausende von neuen Bewohnern und kein einziger neuer Arbeitsplatz vorgesehen waren, so nicht genehmigt werden sollen. Das Bauwesen als typisch prozyklisch agierender Wirtschaftszweig sollte in der Regel in der Hochkonjunktur ohnehin nicht zusätzlich intensiviert werden.

Aus ordnungspolitischen Rücksichten unternehmen Bund und Parlament bewußt nichts zur Verhinderung oder zum Ausgleich dieser Verzerrungen. Diese Laissez-faire-Politik führte zu den bekannten Massenentlassungen, zu Tausenden von Konkursen und zu Milliardenverlusten für die Volkswirtschaft. Schon zu Beginn der Rezession bestätigte der Bund, daß sich konjunkturausgleichende Maßnahmen nicht lohnen, da sie erst zu greifen begännen, wenn die Wirtschaft wieder im Wachstumszyklus sei, dann also prozyklisch wirken würden. Dies ist zu bezweifeln. Wären Ende 1990 Maßnahmen ergriffen worden, würden sie jetzt Resultate zeigen und die Stagnation überwinden helfen. Auch im neuesten Bericht über Erwerbstätigkeit und Arbeitslosigkeit (November 1995) empfiehlt die Kommission für Konjunkturfragen nochmals ausdrücklich<sup>2</sup>, darauf zu achten, «daß ein prozyklisches Verhalten vermieden wird und allfällige automatische Stabilisatoren voll zum Tragen kommen» (S. 31). Dieses Warten, bis allfällige Stabilisatoren voll zum Tragen kommen, kann Jahre dauern, repräsentiert eine Flucht nach vorn und ist zutiefst verfassungswidrig.

Es ist also angezeigt, Maßnahmen sofort zu ergreifen, nicht einseitig, sondern ganzheitlich-gesellschaftlich ausgewogen, auf allen Seiten (nachfrage- und angebotsseitig), auf allen Ebenen (Bund, Kanton, Gemeinden), durch alle Gewalten (Regierung und Parlament), in allen Sektoren (kleine, individuelle Projekte für Selbständigerwerbende, aber auch größere Wirtschaftsförderungsprojekte diverser Branchen, in allen Politik-Bereichen (Wirtschafts-, Sozial-, Ordnungspolitik) und von allen Akteuren (öffentlich und privat, vor allem NGO's als Katalysatoren). Die Kirchen haben u.a. mit ihrer hier angezeigten, ausgezeichneten und mutigen Studie dazu bereits einen wichtigen Schritt unternommen.

Allein kommen sie nicht mehr viel weiter; sie müssen nun die Mitarbeit von Bund und Parlament, die die nötigen Ressourcen haben, suchen und organisieren. *Paul Ammann, Fribourg*

DER AUTOR ist Sozialwissenschaftler und Spezialist in Arbeitsmarktfragen.

<sup>2</sup> Volkswirtschaft 68 (1995) Beilage zum Heft 11: Erwerbstätigkeit und Arbeitslosigkeit. (November 1995).

## Laozis Botschaft

Die wohl in jeglicher Hinsicht beste deutsche Übersetzung des Tao-te-king (Dau-De-Dsching, Daodejing), also das Buch, das dem Lao-tse (Lau Dse, Laozi) zugeschrieben wird, ist nunmehr in nochmals verbesserter Version und mit erweitertem Kommentar erschienen. Es handelt sich um die erstmals 1978 bei Reclam (Leipzig) veröffentlichte Ausgabe, übersetzt und kommentiert von dem bekannten, nun beinahe achtzigjährigen österreichischen Sinologen *Ernst Schwarz*.<sup>1</sup> Im letzten Jahr er-

schienen vom selben Autor das völlig neu geschriebene Buch «Die Weisheit des alten China: Mythos – Religion – Philosophie – Politik» sowie der 1981 erstmals herausgegebene und nun gleichfalls überarbeitete Band «So sprach der Meister: Altchinesische Lebensweisheiten» (beide ebenfalls bei Kösel, München). Schwarz hat seine frühere Übersetzung an etwa dreißig Stellen verändert bzw. verbessert; in einigen Fällen gibt er im Kommentar dazu Begründungen oder Erklärungen. Der Kommentar dürfte um etwa ein Drittel erweitert worden sein. Dabei hat Ernst Schwarz besonders die Bezüge des Laozi-Textes zu den Fragen heutiger Menschen herausgearbeitet, häufig mit Verweisen auf Texte und Aussagen «westlicher» Tradition: «Wenn man die theistische und linear-eschatologische Weltansicht des christlichen Denkens im europäischen Mittelalter beiseite läßt, so findet man in Lau Dse's Vorstellung vom Übergegensätzlichen, vom großen Einen, dem Dau, eine gewisse Ähnlichkeit mit der «visio Dei» (der «Gottesschau») des Nicolaus Cusanus (1401–1464).» Dabei bleibt Schwarz deutlich: Dem Tao (Dau) haften keine anthropomorphen Züge an, jedenfalls nicht bei Laozi (284). Es spricht übrigens für die Qualität des Kommentars von Schwarz, daß dieser, der 1978 unter gänzlich anderen gesellschaftlichen Umständen (in der DDR) entstand und veröffentlicht wurde, 1995 unverändert, wenn auch eben ergänzt erscheinen kann. Dies war und ist wohl auch möglich wegen der menschenfreundlichen, also nicht menschenverachtenden skeptischen Überzeugung der daoistischen Weisen selbst (neben Laozi insbesondere Zhuangzi [Dschuang Dse] und Liezi [Liä Dse]): «Unser Leben ist begrenzt, Wissen aber unbegrenzt. Unser begrenztes Leben dazu zu gebrauchen, unbegrenztem Wissen nachzustreben, ist voller Gefahren.» (Zhuangzi III, 1. Von Schwarz zitiert [69].) Schwarz betont immer wieder den Unterschied zwischen dem Weisen und dem Wissenden, gerade auch im

<sup>1</sup> Lao-tse (Lau Dse), Tao-te-king (Dau-De-Dsching). Aus dem Chinesischen übersetzt, herausgegeben und mit einem spirituellen Kommentar versehen von Ernst Schwarz. Kösel, München 1995 (304 S.; DM 39,80/öS 311/öFr. 38.70).

Hinblick auf Laozi und das ihm zugeschriebene Buch: «Der weise beansprucht weder Anerkennung noch Erkenntlichkeit, weder Dank noch Ehren und schon gar nicht Verehrung seiner Person für das, was er für das Volk getan. Auch diese Haltung des weisen läßt erkennen, daß Lau Dse kaum als Religionsstifter zu betrachten ist. Er schließt sowohl die Verehrung des allumfassenden höchsten Prinzips im Universum, des Dau, wie auch jede Huldigung des Volkes gegenüber den die Botschaft vom Dau verkündenden weisen aus.» (85) Zur daoistischen Nachdenklichkeit gehört auch die Vorsicht (136), gleichsam als Kardinaltugend der skeptischen Weltinterpretation, die ja durchaus unserer Zeit gemäß ist (man denke etwa an H. R. Schlettens Bemühungen). Deshalb ist nach Schwarz Zentrum des Tao-te-king das Kapitel 40 «nicht durch Zufall in die Mitte des Gesamtwerks gesetzt»:

«rückkehr ist des Dau bewegung.  
schwachsein seine wirkungsweise

dem seienden entstammen alle dinge  
dem nichtseienden entstammt das seiende»

Die erneute, «moderne» Vermittlung des Laozi bzw. des Tao-te-king durch Ernst Schwarz läßt an die letzten Zeilen des Gedichtes von Bertolt Brecht denken, in dem er die Entstehung des Tao-te-king schildert. Gemäß der Legende soll ein Zöllner Laozi bewegt haben, sein Buch zu schreiben:

«Aber rühmen wir nicht nur den Weisen  
Dessen Name auf dem Buche prangt!  
Denn man muß dem Weisen seine Weisheit erst entreißen.  
Darum sei der Zöllner auch bedankt:  
Er hat sie ihm abverlangt.»

In diesem Sinne ist Ernst Schwarz durchaus mit dem Zöllner zu vergleichen.  
*Knut Wolf, Nijmegen*

## Geschichtsdenken im Judentum nach Auschwitz

Zu einer Studie von Christoph Münz

Der Welt ein Gedächtnis geben: Die zahlreichen Fragen, die dieser Titel wachrufen kann und wohl auch soll, sind die besten Wegweiser durch Christoph Münz' umfangreiches, vielschichtiges und ungewöhnliches Werk.<sup>1</sup>

Um wessen Gedächtnis handelt es sich? Was erinnert dieses Gedächtnis? Wie erinnert es? Warum braucht die Welt das Gedächtnis, und wie soll es uns gegeben werden? Ein kollektives Gedächtnis, ein Gedächtnis «der Welt» – in welchen Formen ist es erfahrbar?

Diese Fragen liegen Münz' Arbeit in mehrfacher Weise zugrunde, will der Autor sie doch in allen ihren Dimensionen erfassen. Vorschnelle Antworten gibt er nicht, schnelle Antworten kann und will auch die Rezensentin nicht geben. Es ist damit nicht getan festzustellen, das kulturell-religiös-geschichtliche Gedächtnis der Juden stehe im Mittelpunkt der Betrachtungen. Es ist damit nicht getan zu berichten, die Erinnerung jüdischer Holocaust-Theologen an den Genozid, ihre Versuche, diese größte Tragödie ihrer Geschichte zu deuten, würden von Münz ausführlich vorgestellt und so erstmals über den angelsächsischen Raum hinaus bekanntgemacht. Zwar ist dies alles richtig, doch es genügt nicht.

<sup>1</sup> Ch. Münz, Der Welt ein Gedächtnis geben. Geschichtstheologisches Denken im Judentum nach Auschwitz. Chr. Kaiser/Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 1995, 584 Seiten, DM 48,-.

Auch werden wir dem Buch nicht gerecht mit dem Verweis auf seinen dritten und sechsten Teil, wo Münz die «Struktur und Zentralität von Gedächtnis im Judentum» genauestens darlegt. Denn die Aktualität und Bedeutung seiner Arbeit besteht nicht allein darin, daß Münz das jüdische Geschichtsgedächtnis als kulturellen und religiösen Wert des Judentums verstehbar macht, die überlebenswichtige Funktion der Erinnerung für das jüdische Volk erläutert, die Bedrohtheit des jüdischen Gedächtnisses und der jüdischen Identität angesichts des Holocaust auslotet, jüdische religiöse Traditionen und Überlieferungen als Strukturträger dieser (gefährdeten) Erinnerung ausweist und schließlich so interessante wie diskussionsanregende Vergleiche zwischen jüdischer und christlicher Erinnerungs-Kultur anstellt.

Dies sind möglicherweise die Verdienste des Historikers Christoph Münz, die zuallererst auffallen und auch unbeschränkte Anerkennung verdienen: Kein Wissenschaftler gleich welcher Disziplin, der nicht dem angelsächsischen Kulturraum zuzuordnen wäre, geschweige denn ein Deutscher, hat bisher die umfangreiche und bereits über Jahre andauernde Diskussion wahrgenommen und rezipiert, die vor allem in den USA unter jüdischen Geschichtswissenschaftlern, Theologen und Literaturwissenschaftlern über den Holocaust und seine Konsequenzen für das Denken, Leben und Fühlen der überlebenden und nachgeborenen Juden geführt wird.



Doch erschließt sich die Besonderheit dieser Gedächtnisgebung in Buchform, die Münz da vorgenommen hat, erst und vor allem unter dem Blickwinkel seiner ausdrücklichen Forderung, angesichts von Auschwitz, dem Geschichtsbruch, in der westlichen, stark christlich geprägten Zivilisation von den Juden zu lernen und zu einer neuen Historiographie zu gelangen, zu einer *gedächtnisorientierten* und gerade darum ethischen Geschichtsschreibung – es ist dies eine Forderung, der er selbst mit seinem Buch Genüge leistet.

### Zwischen Wissen und Bewußtsein

«Die moderne Historiographie im Sinne einer wissenschaftlichen Methode», charakterisiert Christoph Münz, «operiert ihrem eigenen Anspruch nach empirisch, vorurteilsfrei, voraussetzungslos, wertfrei und objektiv (...) Das heißt, sie nimmt ihrem Gegenstand – der Vergangenheit – gegenüber eine distanzierte Haltung ein (...). Zugleich entscheidet sie (...), was in die Erinnerung Eingang finden darf (...).» Christoph Münz versteht sich als Kritiker der ausschließlichen Wissenschaftsideale «Abstraktion», «Wertfreiheit», «Nüchternheit», «Distanz» und «Objektivität», Ideale, die zwar einst ihre Berechtigung gehabt haben mögen, in der jetzigen Phase der Geschichtserinnerung jedoch disfunktional, ja, in ihrer Absolutsetzung sogar schädlich geworden sind – für unsere Erinnerung, für unser Vermögen, mit der Vergangenheit zu leben, sie fruchtbar zu machen.

«In der Welt, in der wir leben», zitiert Münz den jüdischen Historiker *Yosef H. Yerushalmi*, «geht es nicht mehr nur um (...) schwindendes Vergangenheitsbewußtsein, sondern um aggressive Vergewaltigung des noch vorhandenen Gedächtnisses.» – Vergewaltigung einer bildhaften Erinnerung durch die abstrakte Geschichtsschreibung. Und: «Mit beispielloser Energie läßt die Wissenschaft in immer mehr Details eine Vergangenheit auferstehen, deren Form und Textur das Gedächtnis nicht wiedererkennt» (S. 439, S. 437).

In Münz' Augen «neigen daher Geschichtswissenschaft und Geschichtsschreibung dazu, wenn schon nicht die Geschichte aus den Menschen auszutreiben, so doch die Geschichte (...) nicht in die Köpfe und Herzen der Menschen hineinzubekommen. Damit aber stünde die Geschichtswissenschaft – bildlich gesprochen – in der Gefahr, ein aufgeblähter Wasserkopf ohne Verbindung zum großen Rest des Leibes zu sein. Kopfschüttelnd (...) wundert (sie) sich, daß dieser Leib nicht den Erkenntnissen des Kopfes folgt. Wie sollte er aber auch, wenn er vom Rumpf getrennt ist?» (S. 444)

Es ist der Grundkonflikt zwischen moderner, noch immer an positivistischen Wissenschaftsidealen orientierter Historiographie einerseits und jüdischer kultureller Gedächtnisfähigkeit andererseits, den Münz nicht nur theoretisch herleitet, sondern auch anhand einer Fülle von Zitaten jüdischer und nicht-jüdischer Historiker anschaulich macht: Aus den kommentierten Gegenüberstellungen unterschiedlichster Stellungnahmen kann der Leser ersehen, in welchem Maße sich das jüdische gedächtnisorientierte, nach religiösen Mustern strukturierte und in Traditionen gelebte Geschichtsverständnis vom nicht-jüdischen positivistisch-abstrakten Geschichtsverständnis abhebt.

Christoph Münz weiß: Brisant wird dieser Unterschied in der «Vergangenheitsbewältigung» für uns im Angesicht von Auschwitz, mit Blick auf eine Todeslandschaft, die durch Fakten nicht zu kartographieren ist, mit Blick auf einen Zivilisationsbruch, über den die philosophischen und wissenschaftlichen Ideale der Moderne keine Brücke der Kontinuität schlagen können, ist doch der Holocaust selbst zu großen Teilen ein Produkt der Moderne.

Als Antwort auf die Forderung des zeitgenössischen Historikers Hermann Lübbe nach «Nüchternheit» auch im Rahmen der Holocaust-Historiographie fragt denn auch Münz, «inwiefern nicht gerade der Holocaust» einen Zusammenhang offenbart «zwischen den wissenschaftlichen Kriterien, die hier apodiktisch einer Historiographie des Holocaust verschrieben werden, und

jenen Mechanismen und Haltungen, die einen nicht unerheblichen Anteil daran hatten, daß Auschwitz zu einer nüchternen Wirklichkeit wurde.» (S. 448)

### Krise der Erinnerung

Diese Infragestellung traditioneller Wissenschaftsideale markiert das Zentrum der Erinnerungsproblematik, die Münz in einer Polyphonie jüdischer und nicht-jüdischer, geschichts- und literaturwissenschaftlicher, philosophischer und theologischer Stimmen kommentierend entfaltet: Seiner Natur nach ist der Holocaust eine tiefgreifende Gefährdung jüdischer wie nicht-jüdischer kultureller Identität, wie unterschiedlich, ja gegensätzlich sich diese Identitäten auch konstituieren mögen.

Die jüdische Identität droht (oder drohte) an der Holocaust-Erfahrung zu zerbrechen, da sie sich allein durch sinngebende religiös-existentielle Geschichts-Vergegenwärtigung konstituiert und konstituieren muß, der Holocaust jedoch an den Abgrund der Sinnlosigkeit und Absurdität der Geschichte führt. (Münz prägt für das jüdische Geschichtsgedächtnis den Begriff der *existentiellen ReProduktion* einer Historie, die als Raum göttlicher Offenbarungen erlebt wird. Seine Ausführungen zum jüdischen Gedächtnis und zur jüdischen Identität-aus-der-Geschichte sind in ihrer Komplexität nicht ohne verfälschende Simplifizierungen wiederzugeben. Sie zeugen nicht nur von einem hohen Verständnis der jüdischen Kultur, sondern sind ebenso differenziert wie einsichtig formuliert.)

Ebenso sehr jedoch, wie Auschwitz, wie die Todesfabriken mit ihrem Anspruch auf totale und effektive Judenvernichtung den jüdischen, teilnehmend-eingreifenden *Gott der Geschichte* radikal in Frage stellen, wie der Holocaust als wirklich gewordene Sinnlosigkeit die jüdische Geschichtsdeutung über die Schmerzgrenze hinaus herausfordert, so läßt dieser Zivilisationsbruch auch die moderne abstrakt-wissenschaftliche Historiographie scheitern, die auf einem noch immer hauptsächlich christlich geprägten Kulturbewußtsein beruht. Münz läßt es fühlbar werden: Unsere rationalistischen Wissenschaftsmethoden können nicht die doch so deutlich empfundene Irrationalität des Holocaust sichtbar machen – die unter anderem auch darin besteht, daß der Völkermord von rationalistisch-wissenschaftlichen Theorien und Experimenten begleitet, von den Tätern selbst nüchtern dokumentiert und möglichst wirtschaftlich durchgeführt wurde. Der Holocaust vereint in seiner Struktur Rationalität und Irrationalität, Absurdität und nutzenorientiertes Denken, Denkmodelle der Aufklärung und das archaische Böse.

«Auschwitz läßt sich erklären, aber nicht verstehen», wie im Vorwort zu Münz' Buch *Christian Meier* postuliert. Und: «Wir stehen vor der Aufgabe, die Vergeblichkeit unseres Bemühens um Verstehen – zu verstehen.» Vor Auschwitz, so läßt Münz deutlich werden, versagt das zweiwertige Denken einer aufgeklärten Kultur, ein Denken, das noch zwischen Unvernunft und Vernunft wertend unterscheiden konnte, zwischen dem anarchischen verführbaren und dem normenbestimmten ethischen Menschen, zwischen dem religiösen unmündigen und dem aufgeklärten mündigen Menschen. Der Holocaust führt die Ideale der Aufklärung ad absurdum; sein Geheimnis ist die irrationale Ratio, der normenbestimmte unmoralische und der religiöse unmündige und der aufgeklärte unmündige Mensch. Dies ist, so denke ich, der tiefste Grund für die von den meisten Holocaust-Theologen postulierte Einzigartigkeit des Holocaust, dies ist seine Absurdität, auf die in Münz' polyphonem Werk von mehreren jüdischen Stimmen verwiesen wird, eine Absurdität, die auch und vielleicht gerade unser nicht-jüdisches Denken attackieren müßte.

Die geschichtsphilosophischen, christlich-theologischen und aufgeklärten Denktraditionen unserer Kultur münden im Holocaust, münden im Nichts. Mit welchen Denkansätzen also können wir uns dem Holocaust nähern, um wieder in einer (in unserer?) Kultur, für sie und gegen sie, leben zu können, nicht mehr in der Entfremdung, sondern in fruchtbarer Berührung mit ihr?

## Unendlichkeit der Exegese – Polyphonie der Stimmen

In diesem Zusammenhang erhält Münz' Absage an eine positivistische abstrahierende Geschichtsschreibung ihre Berechtigung, seine Forderung nach einem neuen Wissenschaftsverständnis im allgemeinen und einer «Histoire engagée» im besonderen ihre Brisanz. Der Welt – und zuerst einmal uns, den nicht-jüdischen Deutschen, den Tätern und ihren Erben – ein Gedächtnis zu geben, das in seiner Struktur und Kraft dem jüdischen gleicht, dies ist hier nicht wissenschaftlicher Selbstzweck, sondern ein ernstzunehmender und herausfordernder Versuch, eine kulturelle und gesellschaftliche Neubesinnung nach Auschwitz einzuleiten, geschichtliche Kontinuität und Ethik nach dem Holocaust nicht blind vorauszusetzen, sondern sie in der Auseinandersetzung mit dem Zivilisationsbruch und seinem geschichtlichen Ort, der Moderne, neu in einer modifizierten Kultur zu verankern.

Dabei, so meint Münz, können wir von den jüdischen Holocaust-Theologen lernen, wie man der drohenden Identitätszerstörung Widerstand leisten kann: Sie hören nicht auf zu sprechen, und wenn sie keine Antworten finden, dann sind es die immer neu gestellten Fragen, in denen sie ihr Volk, ihre Identität lebendig halten. Unter den von Münz vorgestellten Denkern gelingt es insbesondere *Emil Ludwig Fackenheim*, dessen Gedanken Münz' Arbeit laut eigenen Angaben grundlegend beeinflusst haben, die Sinnlosigkeit des Holocaust anzunehmen und zugleich von Auschwitz her einen Ruf zum sinnvollen und sinnbewußten Leben zu vernehmen: Wie das jüdische Denken Widerstand gegen die Sinnlosigkeit ist, so wird das jüdische Leben nach Auschwitz zum ethischen Widerstand gegen die nazistische Orgie des Todes.

Widerständiges Denken, das ein ethisches und selbst-bewußtes Leben nach Auschwitz ermöglichen kann, ist geprägt vom *Mut zum Fragmentarischen, zur offenen Frage und zur Widersprüchlichkeit*. Es ist dieses fragmentarische Denken, das Münz eindeutig einem in vielen Bereichen unserer abendländischen Kultur so vorherrschenden nicht-jüdischen «Lösungsdanken» vorzieht. Die jüdische «Unendlichkeit der Exegese», die Unendlichkeit der Interpretationsmöglichkeiten und Kommentare – zum Talmud wie zur Realgeschichte – machen in Münz' Augen lebensoffener, toleranter und – auch im Angesicht des Holocaust! – identitätsstärker als der Hang zur Dogmatik und zu «Endlösungen», den er für das Christentum und die vornehmlich christlich geprägten Kulturen konstatiert.

Deshalb gilt: In dem Maße, in dem im Holocaust eine zerstörerische «Einheit der Gegensätze» sichtbar wird, eine Einheit eben jener Wert-Gegensätze, die bis dahin für das aufgeklärte nicht-jüdische Denken, für unser Welt- und Selbstbild bestimmend waren, in dem Maße brauchen wir für die Auseinandersetzung mit dieser Vergangenheit und für ein sinnvolles Weiterleben eine, wie Christoph Münz sie fordert, «Einheit der Gegensätze» im positiven, denk- und lebbareren Sinne – eine solche Denkstruktur, die an Widersprüchen nicht zerbricht, so weist der Autor nach, ist im Judentum zu finden. Eine solche Struktur hat – beispielhaft – auch sein eigenes Buch.

## Vielfalt und Einheit jüdischer Holocaust-Theologien

Da ist im Judentum zunächst einmal die außergewöhnliche Fähigkeit zum Gespräch über alle Meinungs- und Fachgrenzen hinweg: Offenbar wächst dem jüdischen kollektiven Identitätsbewußtsein aus dem spezifisch jüdischen Geschichtsgedächtnis eine stärkende Kraft zu, die jüdische Historiker, Theologen und Literaturwissenschaftler füreinander offen hält, sie einander verstehen läßt, sie Widerspruch und massive Kritik aushalten und das Gespräch über und um den Holocaust weiterführen läßt, auch wenn keine Aussicht auf einen Konsens oder eine Sinnfindung zu bestehen scheint.

Mit ausführlichen und glücklicherweise mehr erläuternd denn urteilend kommentierten Originalzitaten (die der Autor allerdings

zuerst ins Deutsche übertragen mußte, da er hierzulande weder auf Übersetzungen, noch auf Sekundärliteratur, sondern auf einen Rezeptionsnotstand stieß) stellt Christoph Münz die wichtigsten Vertreter jüdischer Holocaust-Theologie vor. Es sind dies die vier «Klassiker»: *Ignaz Maybaum*, der den Holocaust als stellvertretendes Leiden der Juden für die Sünden der Menschheit zu deuten sucht, der existentialistisch geprägte Gott-ist-tot-Theologe *Richard Lowell Rubenstein*, *Emil Ludwig Fackenheim*, dessen Post-Holocaust-Ethik *jüdische Identität im Angesicht des undeutbaren Holocaust* ermöglichen will und wohl auch darum im innerjüdischen Diskurs herausragende Wirkung erzielte, und der orthodoxe *Eliezer Berkovits*, dessen Freiheitsphilosophie auf die ethische Verantwortung des frei entscheidenden Menschen angesichts eines schweigenden Gottes verweist. Auch die neueren Holocaust-Theologieansätze erschließt Münz dem Leser: *Arthur Allen Cohen*, *Irving Greenberg* und *Marc H. Ellis* sind ihre wohl wirkungsvollsten, sehr interessanten und unterschiedlichen Vertreter.

Doch sollte die Nennung dieser Namen nicht verschleiern, wie viele andere jüdische (und auch nicht-jüdische) Denker aus allen geisteswissenschaftlichen Fachbereichen in Münz' Buch zu Wort kommen, entweder als Kritiker der aufgezählten Holocaust-Theologen, oder als Überlebende, als Zeugen, oder als jene, die Münz' Ausführungen und Thesen möglich machen, sie belegen oder sie illustrieren. Ich habe weiter oben den Begriff «Polyphonie» gebraucht und will es an dieser Stelle wieder tun: Der Leser wird Zeuge eines existentiell relevanten Gesprächs, in dem der Geist mit der absoluten Geistesferne ringt, der Gläubige mit der Gottesabwesenheit, der geschichtliche Mensch mit dem Kontinuitätsabbruch.

Was in diesem Gespräch dazu beiträgt, daß im Sinne einer «Einheit der Gegensätze» sogar die Trennung zwischen säkular und religiös geprägtem Denken durchbrochen wird, ist immer wieder die Unverstehbarkeit des Holocaust: Agnostiker, Atheisten und gläubige Juden gleich welcher Richtung gelangen alle an die Grenzen ihrer Sprache und Deutungsfähigkeit, wenn sie den Abgrund Holocaust auszumessen versuchen. Wenn Münz die von *Manes Sperber* angedeutete Parallele zwischen der Unverstehbarkeit Gottes und der Unverstehbarkeit des Holocaust aufgreift, so nicht um dem Holocaust etwa göttlichen Offenbarungscharakter zuzubilligen, sondern um diese letzte Dimension von Auschwitz fühlbar zu machen, eine Dimension, die in den religiösen Raum verweist und eine rein rationalistische Annäherungsweise an den Holocaust von vornherein zum Scheitern verurteilt.

Die «Einheit der Gegensätze» muß also damit beginnen, daß wir dem Scheinwiderspruch zwischen Unverstehbarkeit und Aussagemöglichkeit ad acta legen: Es läßt sich auch sinnvoll und sinnstiftend über etwas reden, das dem Denken letztlich nicht erschließbar ist. Gerade jene Holocaust-Theologen, die die Einzigartigkeit und Unverstehbarkeit des Holocaust postulieren, bemühen sich am meisten um Deutung und Gespräch.

## Einsicht in die Unverstehbarkeit

Aus der Einzigartigkeit des Holocaust, die zwar nicht von allen, jedoch von den meisten Holocaust-Theologen empfunden und nachgewiesen wird, aus der Unverstehbarkeit des Namenlosen, das einmal Holocaust, einmal Shoah, Churban oder Tremendum heißt und doch der deutenden Namensgebung widerständig bleibt, aus dieser enormen denkerischen und existentiellen Herausforderung ergeben sich in Münz' Augen auch für die nicht-jüdische Kultur tiefgreifende Konsequenzen, die sowohl unser Reden und Schreiben über den Holocaust, als auch unser kulturell-gesellschaftliches Weiterleben danach betreffen: Ein Gespräch über den Holocaust, eine Forschung, ein Buch über den Holocaust lassen sich in Münz' Augen nur verantwortlich gestalten mit einer großen Aufmerksamkeit und Achtung für die Zeugnisse der Überlebenden und die Sichtweise der Opfer: «Nicht wir haben das erste Wort, nicht wir eröffnen diesen Dialog.

Opfern bietet man keinen Dialog an. Zu einem Gespräch kann es nur kommen, wenn die Opfer selbst zu sprechen beginnen. Und dann ist es unsere erste Christenpflicht, zuzuhören (...)», so zitiert Münz den katholischen Theologen *Johann Baptist Metz*. (S. 426) In diesem Sinne gewinnt alle Arbeit über und um den Holocaust einen besonderen Gesprächscharakter. Dieser Gesprächscharakter wird wiederum nur möglich durch die im Judentum verankerte Bereitschaft zum fragmentarischen Denken, Sprechen und Schreiben, zur Einheit der gegensätzlichsten Interpretationen, Deutungen, die alle wegen ihrer Intention, Identität zu stiften oder zu erhalten, in gleichberechtigtem Nebeneinander bestehen bleiben.

Seiner Forderung, der Opferperspektive Vorrang zu lassen, hat Münz selbst mehr als entsprochen: «Eingang» und «Ausgang», die sein Werk umrahmen, sind Auszüge aus der jüdischen Holocaust-Literatur. Jedem Kapitel, jedem neu übertitelten Kapitelabschnitt steht ein längeres Zitat voran, und in seinen Ausführungen selbst bleibt Münz durchgängig seiner Polyphonie der Zitate treu.

Dabei überwindet Münz durch seine besondere Formensensibilität noch einen weiteren eingeschliffenen Scheinwiderspruch, nämlich den zwischen anspruchsvoller Wissenschaft einerseits und persönlicher Involviertheit und Präsenz des Wissenschaftlers in seiner Arbeit andererseits.

So sieht der Autor auch «eine Forderung erhoben, die den Einfluß, die Bedeutung und den *Niederschlag der Individualität und Identität des Historikers* für den Prozeß, das Ergebnis und die Präsentation seines Arbeitens betont». (S. 452; Hervorhebung von mir)

Diese Anwesenheit des Historikers *als Person* in seiner Arbeit soll das bisherige Wissenschaftsideal der nüchternen und emotionslosen Objektivität ablösen. Daß Münz keineswegs unwissenschaftliches Polemisieren meint, wenn er die Involviertheit des Wissenschaftlers fordert, läßt sich nicht nur an seinen theoretischen Ausführungen zu diesem Thema, sondern am besten noch an seiner eigenen Schreibweise erkennen:

Wann immer der Leser auf Thesen oder Stellungnahmen des Autors stößt, sind sie als solche (und nicht als objektiv-autoritative Wahrheiten) kenntlich gemacht. Der Autor bringt sich in das Gespräch mit ein. Es ist die Perspektive des Zuhörers, Kommentators und Gesprächsteilnehmers, aus der heraus er schreibt, jedoch nicht die eines allwissenden Theoretikers. Die Fülle an Wissen und die Kompetenz des Autors werden dadurch nicht im mindesten verschleiert – es handelt sich hier um eine sprachliche, formale Frage.

Intensiv hat sich Christoph Münz im ersten Teil seines Werks mit dem Sprachproblem beschäftigt, das sich aus der Unverstehbarkeit des Holocaust ergibt. Erst durch eine intensive hermeneutisch-philosophische Auseinandersetzung mit dem Zusammenhang von Sprache und Wirklichkeit sieht der Autor sein Schreiben über den Holocaust (in deutscher Sprache) gerechtfertigt, erst im Kontext dieser Problematik erscheinen ihm die Holocaust-Theologien, die er vorstellt, in ihrer existentiellen Tiefe verstehbar. Durch die Lektüre dieses hermeneutischen Teils erschließt sich dem Leser vielleicht die besondere Sprachsensibilität, mit der Münz sein Werk verfaßt hat. Allerdings – und dies ist wichtig zu betonen – handelt es sich keinesfalls um eine durch Einfühlung provozierte Identifikation mit den Leiden der Opfer. Ein Historiker, der *als Person* in seinem wissenschaftlichen Werk anwesend ist, wie Münz es fordert und praktiziert, der muß sich angesichts der Opferperspektive, wenn er sie auch als Erinnerungsraum erschließt, seiner Nicht-Identität mit den Opfern bewußt sein; er muß wissen und fühlen, daß er in diesem Erinnerungsraum ein Gast bleiben wird. Dieses Begreifen, daß die Auseinandersetzung mit dem Holocaust sich im Gespräch mit den Überlebenden ereignen muß, niemals jedoch die Stimmen der Zeugen vereinnahmen darf, teilt sich auch dem Leser mit. Das Zuhören und die Rezeption der innerjüdischen Stimmen hingegen ist besonders deshalb so wichtig für eine Geschichtsüberlieferung, die sich die Opferperspektive nicht

aneignen kann und darf, weil erst im Hören dieser Stimmen die Einsicht in die wissenschaftlichen Grenzen der Historiographie möglich wird, weil vor der Wirklichkeit des Holocaust, wie diese Stimmen sie bezeugen, jeder historische Erklärungsansatz hin-fällig wird – und weil dieser Erkenntnis dank der jüdischen Erinnerungsfähigkeit dennoch nicht das endgültige Scheitern folgen muß. Die Erfahrung der jüdischen Geschichtstheologen, daß der Holocaust sich keinem Verstehen erschließt, kann die nicht-jüdische Historiographie vor verfälschenden Erklärungsversuchen bewahren: Jedes Schreiben über den Holocaust erfordert das Eingeständnis des Fragmentarischen und – was schmerzlich sein mag – die ehrliche Hinterfragung aller weltanschaulichen Axiome der Historiographie. Unmittelbar daraus ergibt sich die Notwendigkeit einer in die Wissenschaft involvierten Ethik, die sowohl tiefster, nährender Grund, als auch die wichtigste Frucht der Geschichtsschreibung ist. Die Reaktion auf die Unverstehbarkeit des Holocaust muß also, um dies noch einmal hervorzuheben, keinesfalls einen Rückzug in das Schweigen bedeuten. Vielmehr ist es die Aufgabe auch der nicht-jüdischen Historiographie, den Abgrund der Unverstehbarkeit auszuloten – und Christoph Münz hat sich dieser Aufgabe gestellt. Das ist es, was die authentischen jüdischen Stimmen bezeugen: daß der Holocaust sich gerade darin am besten beschreiben läßt, worin er unverstehbar bleibt.

Dementsprechend bewegt sich der Stil des Buches, namentlich auch außerhalb der umfangreichen Zitate, in einem tatsächlich gedächtnisorientierten Sprachfeld: Fragen, Gleichnisse und Bilder aus Talmud und jüdischer Bibel wie aus säkularen Bereichen fügen sich nicht nur illustrierend, sondern auch ergänzend in die theoretischen Ausführungen ein. Zudem hat Münz sich, ohne populärwissenschaftlich zu werden, um Verständlichkeit bemüht. Geduldiges Erklären und variiertes Wiederholen zentraler Erkenntnisse können als sprachlich-wissenschaftliche Nachahmung jüdischer Erinnerungsmethodik verstanden werden; als Versuche, die ritualisierte Gesprächskultur der Juden, wie sie am Pesach-Fest erlebbar ist, für die Historiographie zu modifizieren und fruchtbar zu machen.

### Eröffnung interdisziplinärer Gespräche

Wie zu erwarten sieht Münz das begonnene Gespräch um den Holocaust und um eine ehrliche und ethische Kultur nach Auschwitz und im Angesicht von Auschwitz mit der letzten Seite seines Buchs keineswegs für beendet an. Getreu der jüdischen «Einheit der Gegensätze» überprüft Münz sukzessive die Scheinwidersprüche in unserem kulturellen Selbstbild und stellt insbesondere die klassische Opposition zwischen religiöser und säkular geprägter Gesellschaft in Frage. Provokant formuliert er seine These, die Emanzipation unserer modernen Gesellschaften vom Christentum sei im Grunde einhergegangen mit einer Übernahme christlicher Absolutheitsansprüche, Geschichtsabgewandtheit und Antisemitismen in säkulare Strukturen, nur habe man den Bezug zur Transzendenz, zum Göttlichen und schließlich auch zu dessen menschlicher Entsprechung, dem Gefühl und dem Irrationalen, verloren. Menschliche Hybris und ein wissenschaftlicher Totenkult bis hin zu Auschwitz sind nach Münz' Meinung so erst möglich geworden. «Diese thesenhafte Skizze», so Münz, «versteht sich (...) ausdrücklich als Diskussionsangebot, das keine monokausale und exklusive Erklärung präsentieren, sondern vielmehr Anregung sein will, in eine Richtung intensiver zu forschen, die bisher vernachlässigt wurde.» (S. 466)

Dies ist nicht das einzige Gesprächsangebot: In den umfangreichen Anmerkungen verweist der Autor des öftern auf noch unerforschte Problemfelder im Rahmen der Holocaust-Geschichtstheologie.

Im Zentrum dieses Gesprächs, das noch zu führen sein wird, würde wohl Münz' Forderung nach einer neuen verantwortlichen, in Sprache und Perspektivik gedächtnisorientierten und dialogbereiten Historiographie stehen. Eine solche Ge-

schichtswissenschaft, wie Münz sie einklagt, ginge über die Reproduktion von Vergangenheiten hinaus. Philosophische und theologische Diskurse wären ihr nicht fremd. Zuallererst hätte sie sich – auf diese interdisziplinäre Weise – einer grundlegenden Auseinandersetzung mit der Moderne zu widmen, deren Ideale und Strukturen durch den Holocaust moralisch und existentiell fragwürdig geworden sind.

Christoph Münz sieht sich und im allgemeinen die europäischen Historiker «genötigt, (...) Bedingungen und Traditionen (unserer Kultur und Zivilisation) – von der abendländisch-griechischen Philosophie anfangen, über das Christentum bis hin zum Projekt der Moderne – kritisch zu überprüfen, wozu uns der Holocaust zwar hinreichend Anlaß gäbe, tatsächlich aber uns bis heute nicht wirklich veranlaßt hat, es auch zu tun». (S. 453)

Wie könnte eine interdisziplinäre und ethische Historiographie aussehen, die diese Auseinandersetzung zu leisten und sich überdies in ihr neu zu konstituieren vermöchte?

Die Stichworte Gesprächsbereitschaft, Berücksichtigung der Opferperspektive in ihren originalen Zeugnissen, Involviertheit des Wissenschaftlers, Mut zur offenen Frage und zum Fragment, Bewußtsein des Sprachproblems und Sprachsensibilität angesichts des Unverstehbaren, Gedächtnisorientierung und handlungsorientierte Ethik vermögen diese neue Geschichtswissenschaft vielleicht grob zu umreißen. Möglich wird sie jedoch nur dann, wenn die *Einheit der Gegensätze* auch für unser nicht-jüdisches Denken grundlegend wird. Nur dann ist sie leistbar, die von Münz geforderte «Verknüpfung von Identität und Erinnerung, Existenz und Erkenntnis» (S. 452), von Wissenschaft und Moral.

Dies können und sollen wir nach Meinung des Autors von den Juden lernen, «weil sie einer gedächtnisorientierten Tradition entstammen, die eher das *Sowohl-als-auch*, denn das Entweder-Oder gepflegt hat; weil dies eine Tradition ist, die *sowohl* Rationalität *als auch* Emotionalität, *sowohl* Wissen(schaft) *als auch* Glaube, *sowohl* Objektivität *als auch* Moralität, *sowohl* Geschichte *als auch* Theologie in ihren sie verbindenden (...) Elementen betont (...).» (S. 454)

Daß Münz ausdrücklich auf eine «Kulturscheide» zwischen Juden- und Christentum aufmerksam macht und eine konstruktive Auseinandersetzung mit diesen Unterschieden einer ängstlichen

## ORIENTIERUNG erscheint 2× monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Information  
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

### Redaktion und Administration:

Scheideggstraße 45, Postfach, CH-8059 Zürich  
Telefon (01) 201 07 60, Telefax (01) 201 49 83  
Redaktion: Nikolaus Klein, Karl Weber,  
Josef Bruhin, Werner Heierle, Pietro Selvatico  
Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice Eichmann-  
Leutenegger (Muri BE), Paul Konrad Kurz (Gauting), Heinz Robert  
Schlette (Bonn), Knut Wolf (Nijmegen)

### Preise Jahresabonnement 1996:

Schweiz (inkl. MwSt.): Fr. 51.– / Studierende Fr. 35.–  
Deutschland: DM 58.– / Studierende DM 40.–  
Österreich: öS 430.– / Studierende öS 300.–  
Übrige Länder: sFr. 47.– zuzüglich Versandkosten  
Gönnerabonnement: Fr. 60.– / DM 70.– / öS 500.–

### Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich

Schweiz: Postkonto Zürich 80-27842-8  
Deutschland: PostbankStuttgart / (BLZ 600 100 70)  
Konto Nr. 6290-700  
Österreich: Z-Länderbank Bank Austria AG, Zweig-  
stelle Feldkirch (BLZ 20151),  
Konto Nr. 473009 306, Stella Matutina, Feldkirch

Druck: Vontobel Druck AG, 8620 Wetzikon

Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration.

Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

## In eigener Sache

Liebe Leserinnen und Leser,

für Ihre Bemühungen, uns Adressen von Personen Ihres Bekanntenkreises, die sich möglicherweise für ORIENTIERUNG interessieren, mitzuteilen, möchten wir Ihnen ganz herzlich danken. Wir bekamen auf diese Weise mehrere hundert neue Adressen, an die wir Probenummern versenden können. Wir sind übrigens jederzeit bereit, Probenummern – auch ausgewählte aus früheren Jahrgängen z.B. für Konferenzen, Seminare usw. – abzugeben. Für jede Weiterempfehlung sind wir dankbar.

Danken möchten wir auch für die eingegangenen Zahlungen. Beim Versand des Weihnachtsbriefes an Personen und Institutionen, die unsere Zeitschrift über den Buchhandel oder als Geschenk- oder Gönnerabonnement erhalten und deswegen keine Rechnung von uns direkt bekommen, sind uns einige Briefumschläge ohne den PP-Aufdruck versehentlich in den Stapel hineingeraten. Für allfällige Unannehmlichkeiten bitten wir aufrichtig um Entschuldigung. Wir versuchen mit einem guten neuen Jahrgang einiges wiedergutzumachen.

Mit besten Wünschen grüßt Sie

Ihre ORIENTIERUNG

und stereotypen Betonung von Gemeinsamkeiten vorziehen würde, widerspricht nicht seiner Empfehlung, sich dem Judentum auch und gerade als Deutsche(r) über ein rein intellektuelles Interesse hinaus anzunähern: Es geht ihm um die Integration (nicht um eine Subsummierung!) der bereits genannten Denk- und Gedächtnismuster des Judentums in ein vornehmlich christlich geprägtes Kulturbewußtsein. Inwieweit das uns, der Täternation, möglich ist, inwieweit wir dies mit einer eigenen Perspektive vereinen können, ist meines Erachtens eine der spannendsten Fragen, die sich bei der Lektüre von Münz' anspruchsvollem und unbedingt lesens- und diskussionswertem Werk ergeben mögen.

Denn zumindest die Übernahme der jüdischen vergegenwärtigenden Erinnerung, die stets eine existentielle Identifikation mit den Protagonisten der vergangenen Geschichte mit einschließt, stellt für die nicht-jüdischen Historiker eine kaum lösbare Aufgabe dar. Da diese Form der Erinnerung eine persönliche Anwesenheit und Involviertheit in der Vergangenheit und nicht zuletzt das Lebenkönnen aus der Geschichte erfordert, ist die Übernahme dieses Gedächtnisvermögens nicht nur intellektuell ein schwieriges Unterfangen für unsere Gesellschaft (dessen ist Münz sich auch völlig bewußt), nein, sie stellt uns zusätzlich auch vor die Aufgabe, das Böse, das unverständbare nazistische Tötertum in allen seinen Dimensionen existentiell nachzuvollziehen, wenn wir nicht in eine unzulässige Identifikation mit den Opfern fliehen wollen. Das bedeutet, grob gesagt, daß wir durch die Hölle gehen müssen, ohne – bis jetzt – einen gangbaren Weg durch diese Gefilde gefunden zu haben. Andererseits scheint erst jenseits dieser Hölle das Leben in einer identitätsstiftenden Kultur (und nicht bloß das verlegene Festhalten an überkommenen Modellen) möglich zu sein.

Sind Opfer und Täterperspektive vereinbar zu einem Gedächtnis, das der Welt gelten kann? Wie der Autor, so würde auch ich ein Gespräch um dieses Novum unter den geschichtswissenschaftlichen Publikationen zur Post-Holocaust-Kultur nicht nur für wünschenswert, sondern auch für unbedingt notwendig halten. Mit dem Mut zur Emotion, zur Frage und zum Fragmentarischen geführt, vielleicht mit gebrochenen Stimmen und ohne den Anspruch auf baldige Lösungen wird dieses Gespräch dennoch heilende Wirkung haben. Denn, wie Münz Elazar Benyoetz zitiert: «Es gibt keine zuverlässigere Brücke über einen Abgrund, als ein Wort, das ihm entstieg.»

Lydia Mechtenberg, Bad Oeynhausen